

Das Zeichen des Integrationsmodells

Das Zeichen des Integrationsmodells richtig zu deuten, ist zwar gegenüber integrativer Praxis und der Teilnahme an dem Lernprozeß Integration zweitrangig. Wenn dieses Zeichen jedoch Verwendung findet, dann sollte es auch richtig verstanden werden. Es geht dabei nicht nur um das Zeichen, sondern um die Inhalte, die es darstellen soll. Wenn diese nicht verstanden würde, wäre das in der Tat bedenklich.

Um mit dem Einfachsten zu beginnen: Das Zeichen mit den sechs Punkten stellt eine kleine Gruppe dar. Daß es eine funktionsfähige Gruppe ist, läßt sich daran sehen, daß jeder mit jedem in Verbindung steht, dargestellt durch die Verbindungslinien (Tangenten). Daß es gerade sechs Punkte sind, hat zwei Gründe: Sechs ist eine in der Gruppenpädagogik und der Gruppendynamik häufig vorkommende Zahl (andere sind acht oder zwölf), die Sechs ergibt sich aber auch aus der Konstruktion des Kreises, womit der Kreis zwar nicht in der offensichtlichen Darstellung aber als Konstruktionsprinzip im Zeichen vorhanden ist.

I. Daraus lassen sich einige wichtige Aussagen über Integration ableiten:

1. Eine funktionsfähige Gruppe (dargestellt durch Kreis als Konstruktionsprinzip und verbindende Tangenten) braucht keinen Leiter als Kristallisationspunkt (deshalb ist in der Mitte kein Punkt). Durch die funktionierenden Kontakte entsteht aber etwas Neues (die Verbindungslinien werden zu einem Stern - womit Kreativität angedeutet ist). Das Modell gilt für die einzelnen in einer Gruppe und ihr Verhältnis zueinander, aber auch für das Verhältnis mehrerer Gruppen zueinander.
2. Eine funktionsfähige Gruppe macht rege Kontakte nach außen möglich. Deshalb hören die Verbindungslinien bei den Punkten nicht auf, sondern führen darüber hinaus (ein Kreis, der sichtbar um das Ganze gezogen würde, könnte dagegen als ein Zeichen der Isolation mißverstanden werden). Das Integrationsmodell selbst ist erklärtermaßen niemals eine in sich geschlossene Gruppe. Die Öffnung nach außen und ein gewissermaßen provisorischer Charakter sind für die Integration und deshalb auch für das Integrationsmodell lebenswichtig, weil sonst Integration nicht stattfinden könnte.
3. Es ist nicht möglich, in der Figur mit den sechs Punkten einen Punkt wegzulassen. Mit Wegfall auch der zugehörigen Verbindungslinien würde die ganze Figur nicht mehr stimmen. Wenn man annimmt, daß ca. 15 % der Menschen in unserer Gesellschaft isoliert sind (was gering veranschlagt ist), dann wäre eine Gruppe erst dann „normal“ zu nennen, wenn mindestens 15 % ihrer Mitglieder dieser Gruppe ihre Befreiung aus der Isolation verdanken. Der Integrationsstern ist ein Hinweis auf Normalität in diesem Sinne.

Der Integrationsstern stellt also - so läßt sich zusammenfassen- das Spannungsverhältnis (die Dialektik) von Geschlossenheit und Offenheit in einer funktionsfähigen Gruppe dar. In diesem Spannungsverhältnis liegt die Chance der Integration.

II. Erst nach einiger Zeit ist uns klargeworden, daß Integration verschiedene Aspekte enthält, die erst ihre Wirksamkeit erhalten, wenn keiner fehlt. Wir haben sie wie folgt benannt:

- 1 . Miteinander Neues ausprobieren;
2. Miteinander arbeiten;
3. Miteinander wohnen;
4. Miteinander spielen (singen, werken, Freizeit gestalten);
5. Miteinander feiern (auch trauern);
6. Miteinander nachdenken (reflektieren, meditieren, planen).

Wir sind ursprünglich von Punkt 1 und 4 ausgegangen. Inzwischen sind die anderen Aspekte mehr und mehr in ihrer Bedeutung hervorgetreten.

III. Das Integrationsmodell brauchte nicht zu existieren, wenn Integration eine selbstverständliche Wirklichkeit wäre. Insofern stellt der Stern das Ziel dar und nicht unbedingt den gegenwärtigen Zustand, die oft eher negative Realität (Isolation). Aus dem Stern lassen sich dementsprechend verschiedene Formen entwickeln, die einen jeweils anderen Aspekt von Integration besonders hervorheben. Einige Beispiele: Durch verschiedene Farben oder Zeichen ließe sich die Verschiedenartigkeit der Behinderung andeuten. Herausrücken einzelner Kreise würde die noch nicht verwirklichte Integration andeuten. In einem Puzzle könnte schließlich der Integrationsprozeß spielerisch dargestellt werden.

Bei den folgenden Beiträgen zur Konzeption des Integrationsmodells beachte man die Entstehungszeit, die durch die Jahreszahl am Ende der Artikel

angezeigt ist.

Schaltstelle

Bemerkungen zur pädagogischen Konzeption des Integrationsmodells

Vorbemerkung:

Es soll nicht etwa der Eindruck entstehen, als sei im Integrationsmodell von vornherein ein fertiges pädagogisches Konzept vorhanden gewesen. Aus einigen Grundeinsichten haben sich vielmehr im Nachdenken über die Erfahrungen in der Praxis - vor allem über die Mißerfolge - nach und nach einige Leitlinien entwickelt, die auch eine pädagogische Seite haben. Die Einsicht, die dazu führte, auf pädagogische Arbeit besonderen Wert zu legen, läßt sich etwa so skizzieren:

- Integration ist in unserer Welt keine Selbstverständlichkeit
- Integration ist erlernbar

- Ohne daß sich Menschen auf einen entsprechenden Lernprozeß einlassen, kommt Integration nicht zustande.

Es gibt vieles, was Menschen in dieser Welt lernen können oder lernen müssen. In diesem Beitrag soll von dem die Rede sein, was nach unserer Meinung beim "Lernprozeß Integration" entscheidend ist. Es kann sich hier nur um eine Art Zwischenbilanz handeln, denn wir alle, die wir im Rahmen des Integrationsmodells Erfahrungen machen, lernen - hoffentlich - noch dazu.

Auf verschiedenen Programmen und Prospekten des Integrationsmodells taucht immer wieder der Satz auf: "Das Integrationsmodell versteht sich als Schaltstelle" (zwischen behinderten und nichtbehinderten Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen und zwischen Einrichtungen für Behinderte einerseits und gesellschaftlichen Gruppen, Verbänden, Vereinen, Pfarrgemeinden, Initiativkreisen usw. andererseits).

Das hört sich einfach an. Man könnte auf den Gedanken kommen, daß zur Erfüllung dieser Aufgabe nichts weiter gehört als eine Kartei aller Behinderten und Behinderteneinrichtungen eines bestimmten Gebietes, etwa des Landes Nordrhein-Westfalen, um auf Anfragen von Organisationen, Vereinen, Jugendgruppen, Pfarreien usw. antworten zu können, die Behinderte aufnehmen wollen, - ihnen z.B. die Teilnahme an Freizeiten und Ferienlagern ermöglichen möchten.

Oder das Integrationsmodell verfügte über eine Kartei aller Verbände, Vereine, Gruppen, bei denen Offenheit für behinderte Gleichaltrige vorausgesetzt werden kann: Und jedesmal, wenn ein Behinderter ein Freizeitangebot braucht, könnte man den Kontakt zu einer dieser Gruppen herstellen. Die Wirklichkeit ist natürlich viel komplizierter.

1.Ursachen der Isolation - Hindernisse der Integration

Vielleicht ist es ein Traum, daß irgendwann einmal kein Mensch mehr wegen irgendeiner Behinderung unter Isolation zu leiden hat. Der Traum kann aber zu einer wirkungsvollen Zielvorstellung werden, wenn wir damit beginnen, die Isolation wenigstens der behinderten Mitmenschen unserer Umgebung zu überwinden und Integration zu ermöglichen. Der erste Schritt ist dabei sicherlich, die Ursachen der Isolation zu erkennen. Diese Ursachen liegen teils in objektiven, nicht leicht zu ändernden Tatsachen, teils in subjektiven Erfahrungen begründet. Wir wollen hier nur die wichtigsten nennen:

a) Der andere kommt nicht in den Blick

Die Behinderungen, unter denen Menschen zu leiden haben, sind verschiedenartig und vielfältig; sie bewirken ebenso vielfältigste Arten der Isolation. Ein Körperbehinderter kann nur mühsam und mit Hilfe anderer räumliche Distanzen zu anderen Menschen überwinden; ein Gehörloser ist von Gesprächen selbst dann weitgehend ausgeschlossen, wenn er sich mit anderen im gleichen Raum befindet. Die Reihe der Beispiele ließe sich beliebig fortsetzen.

Es ist nicht Sprachgebrauch bei den Mitarbeitern des Integrationsmodells, von Behinderten (großgeschrieben) und Nichtbehinderten zu reden. Warum wir das nicht tun, wird später noch näher erläutert werden. Hier nur so viel: Die genannte Unterscheidung mag für viele Bereiche, etwa Verwaltung und Statistik, unerlässlich sein, im mitmenschlichen Bereich aber ist sie wenig hilfreich. Sie verbaut eher den Blick zu den einzelnen Menschen. Wir sagen darum lieber "Katja ist gehbehindert", ebenso wie wir von ihr sagen "Katja kocht gern und gut". Wenn hier die Worte Behinderte–Nichtbehinderte zunächst doch großgeschrieben sind, so deshalb, weil an einen Sprachgebrauch angeknüpft werden soll, den wir für symptomatisch halten und der zu überwinden ist. Diese primären Behinderungen haben aber fast immer weitere zur Folge: Die für die Behandlung und Ausbildung notwendige Konzentration gleichartig Behinderter in besonderen Einrichtungen (Internaten, Sonderschulen, Krankenhäusern) bewirkt unter anderem, daß die Existenz vieler Behinderter von den Nichtbehinderten einfach übersehen und vergessen wird. Sie bewirkt auch bei denen, die dieses Problem erkannt haben, daß diese Einsicht vielleicht nur theoretischer Natur bleibt, weil sie nicht durch persönliche Erlebnisse und Begegnungen untermauert ist. Behinderte schließlich verlieren in genauer Entsprechung dieser Tatsachen jede Möglichkeit, die eigene Isolation zu durchbrechen, weil zahlreiche menschliche Kontakte, die zu Beginn vorhanden waren, nicht weiterentwickelt werden konnten, verkümmerten oder gar abbrachen.

Diese Tatsachen haben sicher nichts mit bösem Willen zu tun. Wir kommen aber nicht um die Feststellung herum: Der andere Mensch ist zum Unbekannten geworden. Und die Frage ist: Wie wird er wieder vertraut - mit all seinen Problemen und Fähigkeiten?

b) Verschiedene Ängste

Wie erwähnt, ist es gar nicht selten, daß einzelne und ganze Gruppen sich mit den Problemen Behinderter und der Tatsache der Isolation befassen. Diese Themen sind mittlerweile nicht nur zum Bestandteil der Lehrpläne, sondern schon fast zu einer Art Mode geworden. Viel zu häufig bleiben aber Menschen bei der Beschäftigung mit diesem Thema in der Theorie stecken. Man kann sich - wie tatsächlich geschehen - monatelang mit dem Problem der Behinderten befassen, ohne auch nur eine einzige persönliche Beziehung zu einem behinderten Mitmenschen angeknüpft zu haben. Sicherlich kann man als Ursache für dieses Phänomen viele Gründe, Bequemlichkeit, Phantasielosigkeit, Scheu vor Engagement nennen. Ist es aber nicht oft auch einfach Angst vor dem Unbekannten?

Für Nichtbehinderte wie für Behinderte handelt es sich um einen Schritt ins Unbekannte, wenn sie aufeinander zugehen. Jeder bringt dabei seine eigenen Ängste und Unsicherheiten mit:

Nichtbehinderte sind unsicher gegenüber dem Anderssein der Behinderten; sie haben Angst, im Umgang mit ihnen Fehler zu machen.

- Die Behinderten fürchten die Reaktion der anderen auf ihre bloße Anwesenheit; sie haben Angst, nicht als Mensch ernstgenommen und angenommen, sondern

nur wegen der Behinderung bemitleidet zu werden. Die scheinbare Sicherheit der bekannten Umgebung - der Sonderschule, des Heimes usw. zu verlassen, erfordert schon viel Mut.

- Die Fachleute (Sonderpädagogen, Heimerzieher, Pfleger usw.) und die Eltern Behinderter befürchten, den ihnen Anvertrauten würde zu viel zugemutet. Ihre weitgehende Solidarität mit " ihren " Behinderten führt zur Angst vor den Fehlern der nichtbehinderten Nicht-Fachleute. Nur wenn solche Ängste ernstgenommen werden, sind sie auch zu überwinden.

c) Schlechte Erfahrungen

Sowohl Behinderte und Behindertenpädagogen wie auch integrationswillige Gruppenleiter sehen ihre Ängste häufig durch schlechte Erfahrungen bestätigt. Dafür zwei Beispiele: Körperbehinderte Jungen, die von einer Gruppe Gleichaltriger in ein Zeltlager eingeladen waren, sahen sich nach dem Lager allein gelassen, denn in der Gruppe fand sich niemand, der den Kontakt weiter aufrechterhalten hätte. Eine Behindertensportgruppe hatte Nichtbehinderte zum regelmäßigen gemeinsamen Schwimmen eingeladen. Nach anfänglichem Andrang blieben nach und nach alle Nichtbehinderten aus. Vielleicht hatten sie das Gefühl, nicht auf ihre Kosten zu kommen. Auf Aktionen, die lediglich als soziales Alibi dienen, wollen wir hier gar nicht eingehen. Die Resignation der Beteiligten wird auch an diesen Beispielen verständlich.

2. Integration ist möglich - trotz allem

Die mangelnde Kenntnis des anderen Menschen, die Angst vor der Begegnung und die negativen Erfahrungen sind ernstzunehmende Hindernisse auf dem Weg zur Integration. Wir halten sie jedoch für überwindbar. Für die Mitarbeiter des Integrationsmodells liegt hier einer der Schwerpunkte ihrer Bemühungen. Fragte man nach den Gründen für eine derartige Zuversicht, so würde wohl jeder gegenüber allen negativen Faktoren auf persönliche positive Erfahrungen verweisen. Die Überzeugung, daß Integration möglich ist, gewinnt man nur aus dem persönlichen Erleben.

a) Der andere kommt in den Blick

Für jeden, der Integration für möglich hält, war wohl das entscheidende Erlebnis die Begegnung mit einem Menschen, dessen Andersartigkeit - Behinderung oder Nichtbehinderung - zwar nicht übersehen wurde, aber immer weniger eine entscheidende Rolle spielte, weil dieser Mensch zum Partner, vielleicht sogar zum Freund wurde, den man so schätzte, wie er war. Für einen "Nichtbehinderten" war dabei häufig die Entdeckung entscheidend, daß er selbst keineswegs immer der "Gebende" war, sondern daß sein Partner gerade aufgrund seiner Behinderung Fähigkeiten entwickelt hatte, die für andere wertvoll waren. Für einen "Behinderten" war ebenso häufig die Erkenntnis entscheidend, daß sein nichtbehinderter Freund keineswegs ein Mensch ohne Probleme ist, daß er vielleicht mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die Solidarität ebenso nötig brauchen wie eine Behinderung.

b) Angst läßt sich überwinden

Lernprozesse, wie die geschilderten, haben einen Anfang. Sie hätten ihn nicht, wenn die Angst wie ein riesiger Berg bereits den ersten Schritt blockierte. Die ersten Schritte aber sind einem jeden von uns durch andere ermöglicht worden, die aus der eigenen Erfahrung heraus Mut machen, aber auch den Weg mitgehen konnten. Allgemeine Appelle dagegen nützen gegen die Angst wenig.

c) Was hilft gegen die Resignation ?

Resignation kann auch ein bloßes Alibi für Untätigkeit sein. Davon reden wir hier nicht. Resignation ist im anderen Falle das Ergebnis einiger - oft sehr weniger - schlechter Erfahrungen, die generalisiert werden. Da niemand sein Pauschalurteil gern revidiert, wird er eine einzelne gute Erfahrung gern als Ausnahme hinstellen. Das ist erst dann nicht mehr möglich, wenn er die gute Erfahrung selbst gemacht hat. Dann drängt sich die Erkenntnis auf, daß es an den konkreten Menschen liegt, ob Gemeinschaft möglich wird, ganz unabhängig davon, ob einzelne behindert sind oder nicht.

3. ORIENTIERUNG AM ZIEL

Die nachfolgenden zwei Thesen formulieren scheinbar Selbstverständliches. Daß es doch sinnvoll ist, solche Selbstverständlichkeiten auszusprechen, wird in den nachfolgenden Überlegungen - so hoffen wir - deutlich.

a) Erste These:

Damit Integration Wirklichkeit werden kann, muß der Mensch - mit seinen individuellen Fähigkeiten, Bedürfnissen und Problemen - für der anderen in den Blick kommen und nicht nur seine Behinderung oder Nichtbehinderung.

- Für einige unserer behinderten Freunde, die das Glück hatten, von ihrer Familie und ihrer Umgebung von Anfang an angenommen gewesen zu sein und gerade deshalb keine Sonderstellung eingeräumt bekommen haben, war Integration eigentlich nie ein Problem. Sie haben uns aber gerade darauf hingewiesen, daß sich manchem behinderten Menschen schon als Kind das Bewußtsein eingeprägt hat, daß es anders ist, vielleicht sogar, daß er eine Last für den anderen ist. Die Fixierung auf das Anderssein konnte dazu führen, daß er seine individuellen Fähigkeiten ungenügend entwickelte, denn sie wurden von den Menschen seiner Umgebung ja nicht gefordert. Von wem nichts erwartet wird, der kann auch nichts geben. So konnte es geschehen, daß mancher behinderte Mensch nicht gelernt hat, mit seiner Behinderung zu leben, daß für ihn die Behinderung sogar zum Mittel werden konnte, sich auch Anforderungen zu entziehen, die an sich mit der Behinderung nichts zu tun hatten. Fragt man sich, wie dieser Weg ins Abseits nicht nur aufzuhalten, sondern umzukehren ist, dann sind wir wohl auf positive Beispiele angewiesen, auf das Beispiel von Menschen, die voll akzeptiertes Mitglied einer Gruppe sind, obwohl sie behindert sind. Ein behinderter Mensch muß erkennen können, daß es möglich und erstrebenswert ist, von einer Gemeinschaft angenommen und gefordert zu werden, und er muß die Erfahrung machen können, daß er selbst mit seinen Fähigkeiten dazu in der Lage ist, den Anforderungen als Mitglied einer Gruppe wirklich gerecht zu werden.

Die Probleme sind auf seiten der Nichtbehinderten nicht geringer

- Dies gilt zunächst für die Motive, aus denen heraus sich ein nichtbehinderter Mensch einem behinderten Menschen zuwendet. Während sonst in vielen Lebensbereichen die Gesetze der Konkurrenz gelten, stellt die Begegnung mit einem Schwächeren - z.B. einem Kind - einen Appell an die soziale Verantwortung und die Hilfsbereitschaft des einzelnen dar. Ohne daß es dem Helfenden aber bewußt wird, beansprucht er für seine Hilfeleistung die Unterordnung des Hilfsbedürftigen. Die Zuwendung zu Behinderten geschieht oft aus einer solchen, nicht näher reflektierten sozialen Verantwortung. Was geschieht nun, wenn ein Behinderter eben nicht nur Hilfeleistung will, sondern seine eigene Meinung und seine eigenen Fähigkeiten ins Spiel bringt? Allzuleicht wird er dann als undankbar, als Rebell gesehen. Die Gesetze der Konkurrenz treten wieder in Kraft. Die Enttäuschung über diese Undankbarkeit ist groß, wo man „es doch nur gut gemeint hat“. Offenbar ist in solchen Fällen der Mensch als ganzer nicht in Blick gekommen; er ist Objekt der Hilfsbereitschaft oder Leistungsmessung geblieben. Was diese fatalen Denkmuster ändern kann, läßt sich etwas pauschal mit dem Wort Solidarität bezeichnen, kann aber genauer beschrieben werden: Wenn Menschen an einer gemeinsamen Aufgabe arbeiten, dann lernen sie auch, ihre eigenen Fähigkeiten einzubringen und Ergänzung durch die Partner dankbar anzunehmen. Der andere kommt zunächst als Mitarbeiter in den Blick, was sicherlich menschlicher ist, als ihn zum Objekt zu degradieren.
- Daß der andere wirklich in seiner ganzen Menschlichkeit in den Blick kommt, kann man dann gewiß sagen, wenn Menschen Freunde geworden sind. Freundschaft kann allerdings stets nur auf freiwilliger Zuwendung von beiden Seiten beruhen. Hier wird besonders deutlich, wie wenig wir von Selbstverständlichem reden: Denn wer wirklich ernst damit machen will, den anderen in den Blick zu bekommen, der wird zugeben müssen: Auch ein behinderter Mensch hat durchaus das Recht, sich seine Freunde selber zu wählen. Er muß nicht alle Menschen gleich sympathisch finden, schon gar nicht allein aus dem Grunde, weil sie sich "um Behinderte kümmern". Ebenso wenig ist ein Nichtbehinderter verpflichtet, gegenüber einem Menschen nur deshalb ausschließlich mit Nachsicht zu reagieren, weil er behindert ist.

b) Zweite These:

Die gleichen Regeln und Gesetzmäßigkeiten, die für menschliche Gemeinschaften ganz allgemein gelten, treffen auch für integrative Unternehmen zu.

- Daß Zusammenleben und Solidarität mit anderen möglich und nötig sind, auch wenn der einzelne nicht nur Fähigkeiten, sondern auch Probleme einbringt, wird beispielsweise in einer Jugendgruppe eingeübt. Man kann auch sagen: Jugendliche lernen in einer Gruppe, daß persönliche Beziehungen und Vertrauen durchaus Abstufungen und Wachstum zulassen. Dieser Lernprozeß braucht vor allem Zeit, Geduld und die Sicherheit, daß Fehler und Fehleinschätzungen während dieses Prozesses nicht zum Verlust der Gruppenzugehörigkeit führen. Was ein behindertes Mädchen oder ein behinderter Junge braucht, ist nicht so sehr die Attraktion eines Zeltlagers, als vielmehr die Sicherheit, dazuzugehören. Sie/Er muß wissen, daß sie/er als Mitglied einer Gruppe geschätzt, aber auch gefordert ist.

- Es tut keiner menschlichen Gemeinschaft auf die Dauer gut, wenn sie hauptsächlich sich selber und ihre Probleme im Blick hat. Sie sollte an einer Sache arbeiten und an einem Ziel orientiert sein. Viele Gruppen und Vereine sind von vornherein unter einer bestimmten Zielsetzung angetreten (z.B. ein Sportverein, eine Dritte-Welt-Aktion, eine Chorgemeinschaft). Andere bestimmen ihre Ziele von Fall zu Fall in eigener Verantwortung neu (so viele Jugendgruppen). Sehr viele Gruppierungen haben sich zwar an eine allgemeine Zielsetzung gebunden, sind jedoch in der Bestimmung der Einzelziele variabel (z.B. eine Kolpingsfamilie, eine Studentengemeinde, ein Familienkreis). Es scheint uns ein fundamentaler Irrtum zu sein, wenn man meint, Behinderte wollten sich hauptsächlich mit ihrer eigenen Behinderung beschäftigen. Behinderte sind wie alle anderen an den verschiedensten Sachgebieten und Zielen interessiert. Ihr Wunsch, in sach- und zielorientierten Gruppen mitzuarbeiten, stößt nicht so sehr durch die primären Behinderungen auf Grenzen als vielmehr durch das sekundäre. Das heißt: Sie haben zu wenig Möglichkeiten, die gesellschaftlichen Gruppierungen, die sach- und zielorientiert arbeiten, überhaupt kennenzulernen; sie haben vor allem kaum Möglichkeit, menschliche Kontakte zu Mitgliedern solcher Gruppen aufzubauen.

4. Aufgabenkatalog einer Schaltstelle

Ohne Anspruch auf Vollständigkeit, vielmehr u Schwerpunkte aufzuzeigen, seien hier Aufgaben genannt, die eine Schaltstelle leisten sollte. Dabei beschränken wir uns auf den pädagogischen Bereich, wohlwissend, daß Information und Öffentlichkeitsarbeit ebenfalls unter pädagogischen Gesichtspunkten betrachtet werden können.

Wir sind uns auch bewußt, daß viele der hier genannten Schwerpunkte noch recht unzureichend abgedeckt sind. Eine Schaftstelle müßte vor allem folgende Aufgaben erfüllen:

- Vielfältige Möglichkeiten zum Kennenlernen schaffen,
- verlässliche und dauerhafte Kontakte ermöglichen,
- Möglichkeiten einer sinnvollen Freizeitgestaltung entwickeln.

a) Vielfältige Möglichkeiten zum Kennenlernen schaffen

Es geht uns darum, die Schwelle der Angst vor Begegnungen möglichst weit herabzusetzen. Darum sollte es viele Veranstaltungen geben, bei denen Erstbegegnungen möglich sind. Solche Begegnungen müssen offen sein, also mit keiner Verpflichtung zu weiterem Engagement belastet, von der Sache her reizvoll und nicht zuletzt menschlich, was u.a. heißt, daß Zuversicht und Vertrauen spürbar werden sollten. Im allgemeinen schaffen die Mitarbeiter des Integrationsmodells solche Gelegenheiten nicht neu, sondern arbeiten dort mit, wo sich ein verheißungsvoller Ansatz zeigt, z.B. bei der Tilbecker Kirmes, bei Ferienfreizeiten oder in der "antenne". Einige Workshops veranstaltet allerdings das IM deshalb in eigener Regie, weil es dabei neben der Möglichkeit der Erstbegegnung auch noch' um Ausbildung der Mitarbeiter geht und weil vergleichbare Aktivitäten sonst selten zu finden sind.

b) Verlässliche und dauerhafte Kontakte ermöglichen

Wir wollen nicht bestreiten, daß uns mehr zufällige und sporadische Begegnungen zu wenig sind. Aus Erstbegegnungen sollen sich dauerhafte, vielleicht sogar freundschaftliche Kontakte entwickeln können. Daß das möglich ist, hängt allerdings von einer Reihe von Voraussetzungen ab. Bedeutsam sind bereits die äußeren Voraussetzungen, daß nämlich Zeit und Raum zur Verfügung stehen und eine Initiative z.B. nicht an Transportproblemen scheitert. Die Mitarbeiter des IM fördern darum besonders integrative Initiativen in einem überschaubaren einheitlichen Wohngebiet. Noch wichtiger dürfte allerdings eine Übereinstimmung in den Interessen sein, wenn Behinderte und Nichtbehinderte auf längere Dauer in einer Gruppe zusammenarbeiten wollen. Hier ist ein Hinweis auf die sogenannte „Projektmethode“ angebracht. Sie spielt im Bildungs- wie im Freizeitbereich eine immer größere Rolle, und zwar für jede Altersstufe. Vereinfacht ausgedrückt besagt sie, daß eine Gruppe von Menschen sich ein überschaubares und zeitlich begrenztes Ziel setzt und die organisatorischen, technischen, gestalterischen, vor allem aber die kommunikativen Anforderungen, die zur Erreichung dieses Zieles nötig sind, selber bewältigt. So kann jedes Mitglied der Gruppe beim gleichen Projekt seine besonderen Fähigkeiten einbringen, erfährt Wertschätzungen durch die Gruppe und lernt auch jedes andere Mitglied der Gruppe in seiner Eigenart zu respektieren. Weniger schwerwiegende Unterschiede, wie sie nach unserer Meinung Behinderungen darstellen, werden zwar nicht übersehen, treten aber gegenüber den positiven und für die Gruppe wertvollen Fähigkeiten in den Hintergrund. Die zeitliche Begrenzung eines Projektes ermöglicht es, daß bei einem anderen nachfolgenden Projekt wieder andere Fähigkeiten gefragt sind und dementsprechend andere Gruppenmitglieder besonders auf ihre Mitarbeit und Leistungsqualitäten angesprochen sind. Man kann fast sagen, daß das Verstehen der Projektmethode oft die Voraussetzung für die Integration ist.

c) Möglichkeiten einer sinnvollen Freizeitgestaltung entwickeln

Sicherlich gibt es viele Menschen - behinderte und nichtbehinderte -, die mit ihrer Freizeit Vernünftiges anzufangen wissen. Doch jeder noch so vernünftigen Tätigkeit fehlt ein wichtiges Element, wenn sie nicht gemeinschaftsbezogen ist, oder aber wenigstens um den Gemeinschaftsbezug gleichwertiger Tätigkeiten weiß. Einfacher gesagt: Isolation läßt leicht jede an sich vernünftige Aktivität sinnlos erscheinen. Wenn das, was der einzelne kann, auch für andere fruchtbar wird, erhält es dagegen einen neuen Sinn. Aus der gesamten Palette von Tätigkeiten, die Menschen in ihrer Freizeit tun können, scheiden für einen behinderten Menschen nur wenige aufgrund seiner Behinderung aus. So gibt es z.B. nur wenige Behinderungen, die Sport prinzipiell unmöglich machen. Ebenso sind unter den vielfältigen Werktechniken viele ungeachtet einer bestimmten Behinderung zu verwirklichen. Ähnliches gilt für Musik, Spiele, für sprachliches oder bildnerisches Gestalten. Für einen behinderten Menschen ist aber die Sinnhaftigkeit eines solchen Tuns eng an die Frage geknüpft, ob auf diese Weise auch Gemeinschaft zustandekommt. Wir haben nun zunehmend die Erfahrung gemacht, daß dies gar keine Frage unserer behinderten Freunde allein ist. Auch viele nichtbehinderte Menschen zweifeln an der Sinnhaftigkeit ihres Tuns, so lang es isoliert geschieht.

5. Wer verwirklicht Integration?

Es dürfte klar geworden sein, daß organisatorische und verwaltungstechnische Kontakte nicht genügen, um Isolation zu überwinden und Integration Wirklichkeit werden zulassen. Es kommt entscheidend darauf an, daß die Kontakte eine höhere Menschliche Qualität erreichen. Der Begriff ‚Schaltstelle‘ wird entsprechend unbrauchbar, wenn er auf das Organisatorische verkürzt wird. Dennoch wissen wir die Funktion des Integrationsmodells schlecht anders auszudrücken als mit Worten wie Schaltstelle oder Brücke. Denn das Integrationsmodell betrachtet sich selbst nicht als Endpunkt des Integrationsprozesses; es versteht sich nicht als Mitgliederverein und beabsichtigt nicht, eigene Jugend- und Erwachsenenengruppen zu gründen. Die Gefahr, daß solche Gruppen ihrerseits in die Isolation gerieten erscheint uns viel zu real. Die Mitarbeiter des Integrationsmodells arbeiten deshalb lieber in solchen Gruppen und Initiativen mit, in denen sich Chancen für wirkliche Integration andeuten.

Hier liegt nun allerdings die eigentliche Schwierigkeit der Integration. Unter den vielen Gruppen und Verbänden, Vereinen und Gemeinschaften finden sich bei näherem Hinsehen nur wenige, die bereits offen für andere und andersartige Menschen sind. Viele Gruppen sind vor allem mit sich selbst beschäftigt. Ein langer Prozeß ist zu durchlaufen, bevor eine vorurteilslose und nicht von Gruppenegoismen bestimmte Öffnung für andere möglich wird. Wer Integration verwirklichen will, muß darum oft erst mithelfen, daß aus einer Gruppe von Menschen eine Gemeinschaft wird, in die integriert zu werden ein verheißungsvolles Ziel ist. Wer Integration will, muß sich zunächst selbst integrieren lassen, ohne das Ziel einer weitergehenden Integration dabei aus dem Auge zu verlieren. Die Verbindung zu den Menschen, um deren Integration es ihm geht, darf andererseits nicht abreißen, sondern muß lebendig bleiben.

Mitarbeiter des Integrationsmodells sind deshalb fast ausnahmslos doppelt engagiert. Dieses doppelte Engagement könnte als doppelte Last, ja Überforderung empfunden werden. Die Brückenfunktion würde den einzelnen in der Tat überfordern, wenn er auf sich allein gestellt bliebe. Daß statt von Belastung von Sinnerfüllung und Bereicherung geredet werden kann, ist nach unserer Erfahrung dann möglich, wenn die Möglichkeiten der Teamarbeit in den Blick kommen. Vielleicht läßt sich mit einem Bild am einfachsten klar machen, warum wir hierin die eigentliche Chance für den Lernprozeß integration sehen.

Mir fällt als Vergleich die uralte Technik beim Bau einer Seilbrücke ein. Niemand ist damit gedient, wenn sich einer allein in die Mitte eines reißenden Flusses stellt. Auch wenn er gegen die Strömung standhalten könnte, so ist er doch keine Brücke. Ein Brückenbau kommt anders zustande: Zunächst wird nur ein schwaches Seil – fast nur ein Faden - , von einem Stein beschwert, ans andere Ufer geworfen. Wenn sich drüben jemand findet, der das Seil aufnimmt, ein stärkeres daran knüpft, dessen eines Ende an seinem Ufer verankert und das andere hinüberziehen läßt, so ist schon ein Anfang gemacht. Die Leute die an beiden Ufern stehen, die jeweils ein stärkeres Seil, dann eine Strickleiter und schließlich die ganze Brücke anknüpfen, ziehen und befästigen, bilden zusammen ein Team. Immer mehr Köpfe und Hände werden gebraucht, wenn allmählich die Tragfähigkeit der Brücke wachsen soll.

Wir haben bereits erlebt, daß das schwache Seil, das wir ans andere Ufer geworfen haben, aufgegriffen wurde. Schon ist eine stärkere Verbindung geknüpft worden. Warum sollte die Verbindung nicht immer tragfähiger werden?

1980